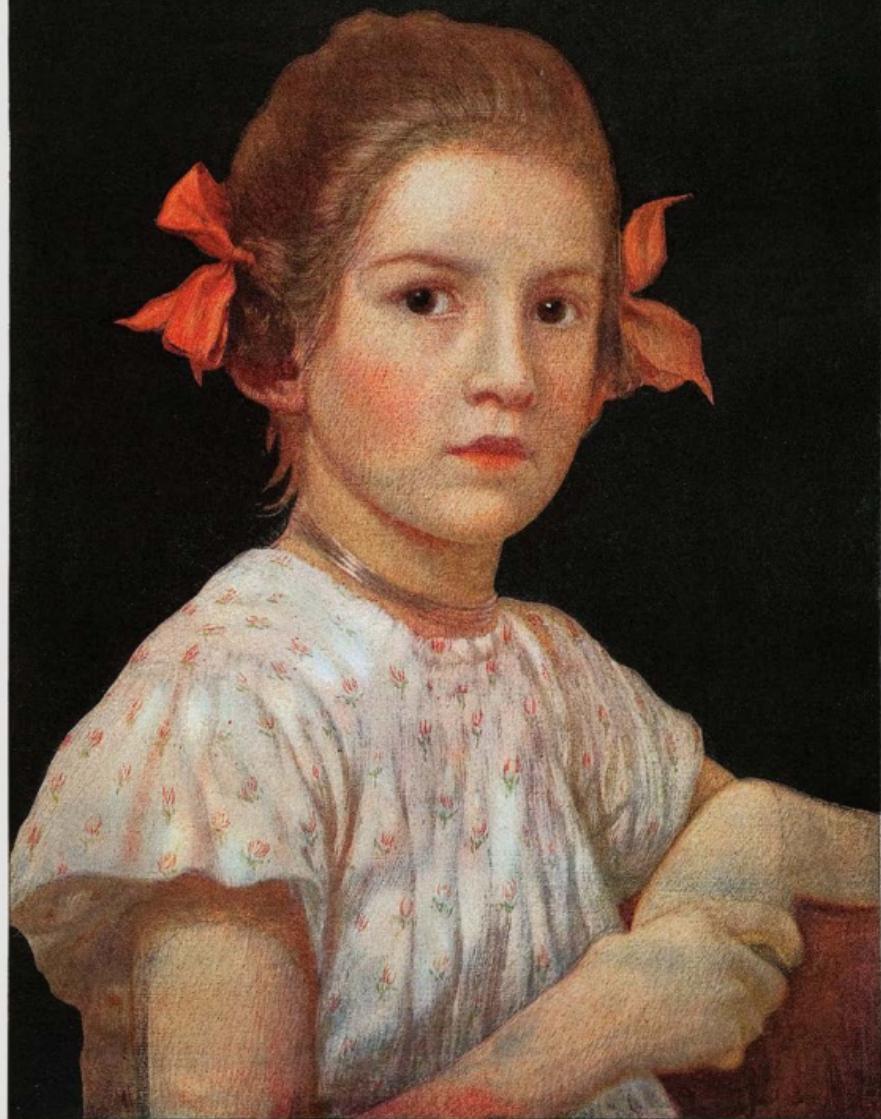


PREIS 60 PFENNIG

JUGEND

MÜNCHEN 1936 / NR. 40

L.v.ZUMBUCH



DAS KLEINE WINDRAD

Novelle von Lilly Trick

Als Herr Gounds föllt man seinen Platz aus, hat seine großen Sorgen und kleinen Freuden und die Tage reihen sich aneinander, schön ordentlich, wie die Blätter einer Kette.

Dann, mit einem Mal, ist etwas anders geworden. Man fühlt sich innerlich nach werden. Vielleicht ist, was jahrelang in uns gäte und reiste, nun Frucht geworden, die wir entten. Oder der gerade Weg, den wir gingen, zweigt plötzlich ab in neues unbekanntes Land. Wie immer, es ist ein Wendepunkt. —

Gerhard Sellmann sitzt im Zug, der ihn nach Süddeutschland trögt. Ein ganz winziges Städtchen ist dort, man findet's kaum auf einer üblichen Landkarte.

Ja, das ist jetzt ein volles Dachend Jahr, seit Gerhard Sellmann, nicht zum Besten gesäumt, aus der beschaulichen Heimat entfloß in die weite bunte großzügige Welt, die die Leute dort nur vom Hörensagen kannten. Es hat sich nicht zuvielen lassen damals zu Enge und Beschränktheit, es gab keinen Beifall für ihn in dem Landstädtchen und auch kein Vergnügen, keine Freuden nach seinem Sinn, nichts, das zum Bleiben gelockt hätte.

Heimathaus! Seit Mutter's Tod herrscht dort die Schwester in Geschäftsführung und vorbehaltender Sorge um den Vater, der als Baumeister seinen Abschied genommen und sich fortan mit Haus und Garten, abendländischem Dämmergeschoppe und Pflege seiner Kanarienvögel beschäftigt. Nun ja, ein verwirrter alter Mann. Aber die Schwester, gleicher Schlaf und kaum zwei Jahre älter als Gerhard, wie konnte sie so gar nichts von Feierabend, Toten- und Abenteuerlust versprechen, die den Bruder in kleinstädtischer Rahmen zuweilen wie ein Fieber überfallen hatten!

Bitteres Gefühl, von seinen Nachbarn nicht einmal verstanden zu sein. Nein, da war keine Brücke von ihm zu den andern.

Gerhard ging in ein Londoner Geschäftshaus und lernte Kaufmann. Zwei Jahre Übersee, Reise, Zusammenbricht des alten Firma, verzweifelter Kampf, um oben zu bleiben, schließlich Hinüberwerfen zum Konkurrenzunternehmen, langamer Aufstieg — all das liegt hinter ihm. Jetzt hat er einen schönen Posten, eine Gehdagl, mit der es gut eine Familie gründen könnte, wogegen er bisher jedoch keine Lust verspürte. Sein Bankkonto wächst. Der Schrankboden, den er räuch noch in London erstand, beherrscht teurem Gedächtnis, zwei neue reizklaue Anzüge.

Wie denkt er an seinen Londoner Schneider — während er zu Vaters Grab in die Heimat fährt? Eigentlich bedauert er kaum, daß Telegramm mit derodesnachricht verspätet erhalten zu haben, da er sich auf diesen Entersatz auf Geschäftseifer befreit. Vater ist nun schon zwei Tage unter der Erde. Was soll Gerhard also noch in dem Heimatstädtchen? Sich von gleichgültigen Menschen die Hand drücken lassen, neugierigen Fragen Auskunft erteilen, Gesprächsstoff liefern für kleinstädtische Hänslichkeit!

Allein die Schwester hatte dem Telegramm einen dicken Brief folgen lassen mit der Abschrift des väterlichen Testaments.

Haus und Garten gehören ihr. O, es hätte des Hinweises auf ihre opferlose Pflege des alten gebräuchlichen Herren nicht bedurft, dies zu rechtsetzigen. Auch nicht der trostlichen Erwähnung einiger Papiere und Handelsrechte, die Vater dem Sohn zugesprochen habe. Der alte Justizrat sei schon recht unbeholfen und umständlich in diesen Dingen, Gerhard müsse schon selbst kommen und klaren Tisch machen.

Selbst kommen! Wahrscheinlich wird die Reise mehr verschlingen als diese Hinterklassenshaft weit ist. Wie sollte Vater bei seinem befrüchten Gehalt Reichstaler angejammelt haben? Wenn die Londoner Firma Einwendungen gemacht hätte, Gerhard wäre sofort geblieben; doch man war offen bereitwillig, bat ihn sogar, bei dieser Gelegenheit einen längeren Urlaub zu nehmen, den er mangels besonderen Interesses lange schon hinzuangeregt hatte.

Gerhard Gedanken beginnen sich mehr mit seinem Ziele zu beschäftigen. Das spitzgleitige rebenumrankte Haus am Kirchplatz gehört also nun der Schwester. Richtig, sie hat gehörig vor ein paar Jahren — er hat wohl nicht einmal seinen Glückwünsch gefandt damals? Sieh' sind auch Kinder da. Eine fremde Familie, die in seinem Elternhaus Heimat gefunden hat —

Nun ja, möchte du vielleicht zeitlebens aus den kleinen, grün umwohlenen Scheiben auf die Kirche und den direckten Steinbunnen schauen, zeitlebens das holprige Pflaster der Winkelgassen testen, immer dieselben Gesichter grüßen? Hast du vergessen, wo der Kleinkind, mit Vorstellen befrüchtete Weist dieser Leute doch hinausgetrieben hatte und du die vornehmst, nie mehr zurückzukommen? Nur keine Sentimentalitäten, Gerhard Sellmann, es ist ja auch ein rein geschäftlicher Grund, der dich heute in die Heimat führt.

Er nimmt den Nachmittagskaffee im Speisewagen. Später muß er noch umsteigen in eine kleine Dampftram, die ihn gegen Abend zum Ziel bringt. Sieben Uhr, doch im Sommer ist's noch taghell um diese Zeit. Nachdem er im Bahnhof ein Zimmer belegt und sein Gepäck eingestellt hat, schlendert er, gelangweilt und doch ein klein wenig neugierig, durch und quer durch das Städtchen.

Ein neues Rathaus und Postgebäude, eine etwas eintönige Randsiedlung kleine Eigenhäuser — sonst scheint so niemand alles vor führen.

Auch die längsten Umwege nehmen ein Ende und so steht er schließlich am Kirchplatz, den er viel größer in Erinnerung hat, als er nun ist. Ebenso das Haus, das mit spätrom. Giebel in den Abendhimmel läuft und zum Zeichen seines gedrehten Innenlebens eine beachtliche blaue Rauchfahne aus dem Schornstein qualmt.

Die Mauern scheinen frisch getüncht. Na, Gerhard hätte bestimmt eine andere Farbe gewählt, nicht dies schmutzige Graubiegel. Die Fensterläden stimmen schlecht damit zusammen. Was klemmt es ihn? Im Eckzimmer wird gerade das Licht angezündet, die sieht nur die Familie beim Abendbrot.

Gerhard Sellmann wendet sich ab und überquert mit langen Schritten den Platz. Heute nicht mehr. Morgen wird er mit dem Justizrat alles ordnen und besprechen, bei den Verwandten ist dann nur ein kurzer Besuch nötig.

Im Bahnhof kennt ihn niemand. Auch dem Justizrat muß er sich am nächsten Morgen vorstellen und ausweisen, ehe der alte Herr sein Sohn befreit anspricht und umständliche Erklärungen betreffs Testament des Verstorbene mit feierlich stehenden Worten vom Stapel läßt.

Einige Anlagepapiere erwiesen sich als nahezu wertlos. Dennoch verbleibt ein kleines rundes Sammankästchen, das Sellmann seitdem seinem Sohn hinterläßt. Der, da er jahrelang kaum von sich hören ließ, nicht einmal zur letzten Stunde des Vaters bekommen war, sieht sich im Innern beschämt, möchte am liebsten gar nicht annehmen. Aber hat die Schwester:



Gebirgslandschaft

Adolf Büger

nicht das Haus am Kirchplatz samt Möbeln, den großen Garten mit den schönen alten Obstbäumen, da kann er immerhin guten Gewissens die paar Tausender entgegennehmen. Er gibt dem Justizrat Anweisung „betreffe“ der Papier — das Altervort hat ihn wahrlieb schon angefertigt!

Und jetzt also der andere Gang. Bei der Schwester will er's ganz kurz machen, nachher noch ans Grab des Eltern und mit still verbstümlichem Abschied die Heimat wieder verlassen; nachmittag kann er schon wieder im Jag fahren. So macht Gerhard Sollmarts sich seinen Plan. Doch die Schwester begrüßt ihn herzlicher, als er erwartet hatte und ihm — angenommen ist. Der Schwager, der um diese Zeit im Büro ist, bleibt Gerhard report. Dafür sind die Kinder da, eines noch in der Wiege, eines trappelt ängstlich neugierig um den fremden Ofen und will müttelerleiherleiße bestimmt werden. Dazu soll er eine Menge Fragen gleichzeitig beantworten und natürlich müsse er zum Essen bleiben und hier wohnen, sie werde gleich selbst nach dem Fremdenzimmer sehen.

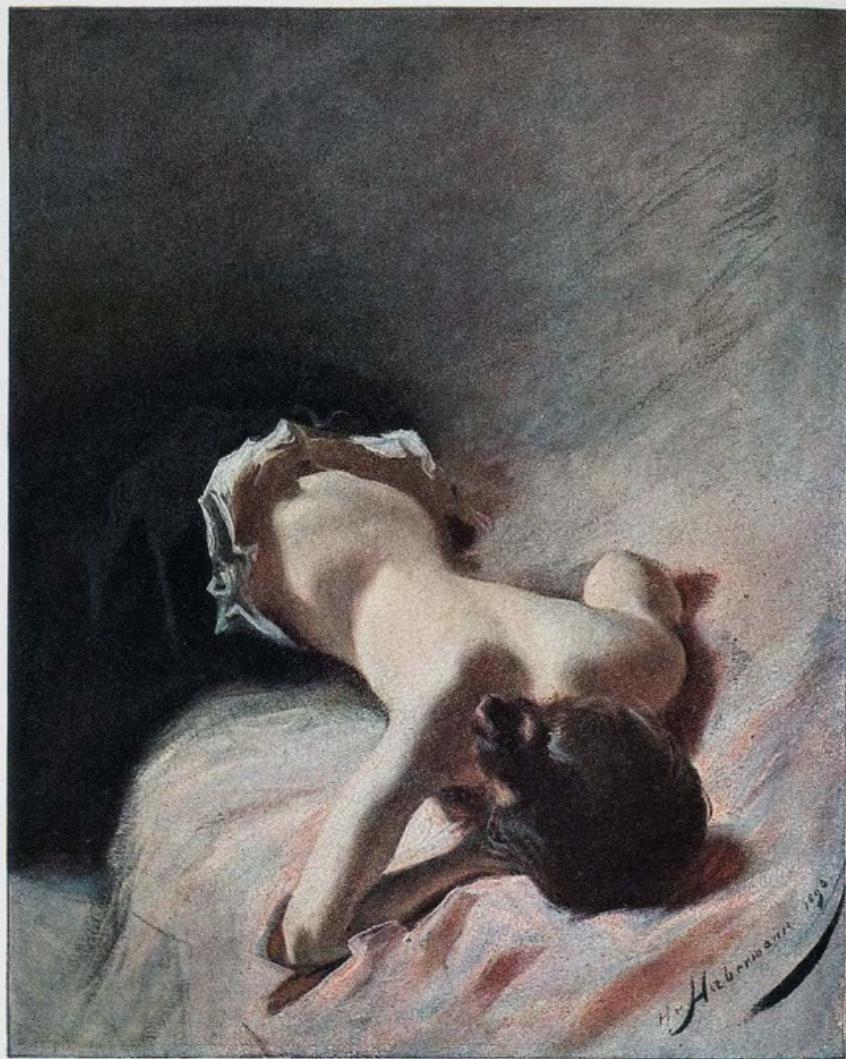
Das Stübchen oben unter dem Giebel, weiß Gerhard; es ist ihm lieb, daß er so dem schwesterlichen Redefluss ein wenig entkommen ist. Nach einem schwachen Versuch, sich mit der Freizeitgelegen angustienden — die Kleine reamt gleich darauf die Treppe empor zur Mutter — bleibt Gerhard allein zurück und beginnt, ohne daß es ihm so recht bewußt wird, einen Rundgang durch die Räume, in denen sich seit einem Dutzend Jahre nicht viel geändert hat. Hier, im elterlichen Schlafzimmer, hat Vater

wohl seinen letzten Atemzug getan; die Schwester erwähnte bisher nur flüchtig sein feindlos schmerzloses Einschlafen. Im Wohnzimmer stehen immer noch die roten Plüschtücher mit den Überdecken, die er als Knabe schon nicht leiden konnte. Die alten Familienbilder schauen wiedervoll, ein wenig spöttisch überlegen, dünkt ihm, auf den ruhlos durch die Welt gehetzten Enkelsohn. Mit leise ächzendem Seufzer knarrt der Regulatoren sein Penjum herunter.

Gerhard hat unterdessen in der Diele einen offenbar neu angeschafften modernen Garderobeständer entdeckt, der ganz und gar nicht hierher paßt. „Schweinisch“, mutmelt er und öffnet die Tür zur Küche, einer großen gemütlichen Küche, in der er sich als Kind, wohl infolge des da und dort abfallenden „Verjutschwörkels“ immer gern aufzuhalten hatte. Die Möbel sind frisch gestrichen, das schöne alte Kupfer ist durch Blech und Aluminium ersetzt. Auf dem Küchenbalkon jedoch blühen wie einst Wicken und Kapuzinerkresse in satter Uppigkeit.

Ein leise surrendes Geräusch läßt Gerhard auftauchen, nicht mit dem Ohr nur, mit seinem ganzen Wesen, das lange verschüttet lag und sich dieben Augenblick endgültig glänzend erscheint.

Für jeden von uns gibt es vielleicht ein Geräusch, einen Duft, einen Gegenstand, legend etwas, das uns unentzündbar in seinen Damm schlägt, wenn wir ihn nach Jahren, nach Jahrzehnten, wieder begreifen. Ein Staub unserer Kindheit haftet daran, Erinnerung vergangener und dennoch tief in unser Wesen verhafteter Erlebnisse. —



Reue

Hugo von Habermann †

Das Windrad, das liebe kleine Windrad —. Es lebt also noch, es bewegt immer noch seine zierlichen Holzschäufeln und damit den Arm des bärigen Schmiedes, der mit dem schwarzen Hämmerchen unentwegt auf seinem Ambos schlägt, schneller, langamer, wie der Wind eben geht.

Gebhard sieht sich mit Mutter und einer zu Besuch wellenden Tante auf dem Jahrmarkt. Die Kinder dürfen sich etwas wählen aus all der Budenherlichkeit. Während die Schwester nach einer Tüte mit Honigkuchen greift und sich obendrein, unterböter Gemüse, ein Schnüffel von der ausländischen Käseschnitte abschneiden lässt, steht ihm der Sinn einzüg nach dem bunten Windrad, das fortan zwischen den Blättergrauen des Küchenbalkons sein lustig jingende Dasein führt.

Die Jacken sind längst verblasst, eine von den Windschäufeln ist abgebrochen, aber immer noch schwimmt der bärige Schmied sein Honigkuchen und klopft mit unermüdlichem Fleiß auf den Ambos.

Wie ein entapppter Dieb wendet Gebhard sich um, als er die Schwester mit dem Kind auf der Treppe hört.

„So, eben im Banne sei alles bereit, jetzt müsse nur noch die letzte

Hand an das Essen gelegt werden. Ob der Bruder sich vielleicht irgendwo im Wohnzimmer niederlassen wolle, sie werde sich sehr beeilen. Abgesehen, wenn er sich ein Andenken an den Vater aussuchen wolle, ein Bild? oder lieber seine Uhr? sonst etwas? Sie habe schon mit ihrem Mann darüber gesprochen.

„Nein — das heißt ja, sehr freundlich von ihr. Gebhard lächelt sonders bar in sich hinein, während er am Garderobeständern sich an seinem Mantel zu schaffen macht. Eben sei ihm eingefallen, er habe noch etwas im Städtchen zu erledigen, die Schwester möge ihn entschuldigen.

Gut, aber nicht so lange, höchstens eine Stunde!

Er geht zurück und ist schon draußen. Nicht noch einmal dem Hauss, dem Garten und seiner verflossenen Kindheit zu,

Er weiß, dass er nicht mehr zurückkehren wird.

Die Schwester wird schon zufrieden sein mit einem freundlichen Brief und die Kinder sollen den großväterlichen Spargelgrünen haben.

Er aber, er greift mit jogglich tanzenden Händen in seine Manteltasche, ein schier kindlicher Ausdruck verjüngt sein Gesicht.

A n e k d o t e n

Die Namensvetterin

In der ersten Mittelschulklasse erzählt der Professor den jungen Mädchen vom trojanischen Krieg. Und erkundigte sich dann, um welcher Frau wollen der Streit zwischen den Griechen und Trojanern eigentlich ausgefochten sei.

Die Klasse schwieg.

„Habt ihr's denn schon wieder vergessen?“ löst der Professor den Blick über die Bänke schweifen, in denen seine Schuhgeschöpfe mit gedruckten Köpfen sitzen. „Na, Helene —“ wandet er sich an eine Jährlinge in der ersten Reihe, „kannst du mir's auch nicht sagen? Es war doch eine Namensvetterin von dir!“

Da steht die Klein auf, sieht den Professor sehr verwundert an, schüttelt unglaublich den Kopf und meint dann unsicher: „Poipischl . . . ???"

H. M.

Der Bericht

Den Marschall Turenne wurde von Ludwig XIV. vorgeworfen, daß er nach keiner seiner Schlachten einen ausführlichen Bericht an den Hof sende. Nach der nächsten Bataille sandte der Marschall einen Kurier zu Ludwig XIV. nach Paris mit der Meldung: „Der Feind kam und wurde geschlagen, daher bin ich müde. Gute Nacht!“ H. M.

So ist's besser

Jemand bedauerte den englischen Schriftsteller Sheridan, daß er bei einem unfähigen Bantler als Sekretär Dienst machen müsse.

„Das ist ganz recht so“, entgegnete der Dichter. „Bedenken Sie, was für ein Abel es wäre, wenn mein Chef die Stelle als Sekretär hätte!“

H. M.



Aktstudie

• Ernst Liebermann-München



Pirano bei Nacht

G. Pevez

DER KREISLAUF

VON GERT LYNCH

„Was steht zu Diensten?“
„Raufen!“

„Bitte schön!“ Herr Brandhuber wies dem Kunden einen Stuhl an und knöpfte den weißen Mantel wieder zu, den er gerade ausziehen wollte, um Feierabend zu machen. Es war bereits zehn nach sieben.

„Schorsch!“

Keine Antwort erfolgte.

Herr Brandhuber breitete das schwarze Tuch über die Brust des Kunden und fingerte die weiße Serviette über den Kragen.

„Schorsch!“

Kein Schorsch ließ sich blicken.

„Einen Augenblick bitte“, entschuldigte sich der Friseur und eilte weg. Wo der Fräulein bloß wieder stecken mochte! Diesmal würde er es ihm gehören anstreichen! Er zog den Vorhang zur Damenablage auseinander. Von Schorsch keine Spur. Er öffnete die Rückentür. Auch hier war er nicht. Seine Frau stand am Herd und bereitete das Abendessen. „Hast du den Schorsch gesehen?“ fragte er sie.

„Dort steht er wieder mit dem Lebend von nebenan“, sagte sie und rätselte mit dem Kochlöffel zum Fenster.

Herr Brandhuber trat vor die Scheibe und überzeugte sich. Die Ader an seiner Schläfe begann zu schwollen.

Schorsch stand auf der Straße und tauschte Zigarettenspitzen mit Rumens Schorsch aus der Spenglerrei. Er ahnte nicht, daß sich ein Gewitter über seinem Haupt zusammenzog. „Nummer achtzehn brauche ich noch“, sagte er, da wurden ihm die Bilder aus der Hand geschlagen.

„Tagdien miserabilis!“ wetterte Herr Brandhuber, „marisch hinein! Einjeßen!“

Schorsch flüchtete schnell seine Bilder auf und rannte mit rotom Gesicht in den Laden hinein.

„Und du“, wandte sich der Friseur mit geballter Faust an den Spenglerfriseur, „idau, daß du fort kommst, sonst mach ich die Beine! Wenn ich dich nochmal dabei erwische, daß du den Schorsch von der Arbeit abhältst, wende ich mich an deinen Meister!“

Erich stieß die Hände in die Hosentaschen und stellte davon. Nach ein paar Schritten drehte er bei und rief: „Da müssen Sie eben pünktlicher Ihren Laden schließen!“

„Wegen dir nicht, du frecher Bengel!“ entgegnete Herr Brandhuber und blies ins Haars.

Schorsch pinzelte dicken Schaum in das Gesicht des Kunden. Seine Hand war nicht ganz sicher. Er kannte den Meister und wußte, daß es auch eine Strafpredigt abgehen würde.

„Puh!“ machte der Kunde und blies eine Welt Seifenchaum in den Spiegel. Schorsch hatte verehentlich auch den Mund eingesetzt.

Herr Brandhuber beherrschte sich vor dem Kunden. Aber der Blick, den er seinem Lebend gewährte, bejagte alles. „Bergzeitung“, flüsterte Schorsch und wollte mit umgebogenem Serviettenkragen den Schaum aus den Lippen heraustupfen. Doch der Meister schwob ihm unjoynt beiseite und bediente den Kunden selbst. „Höchst mein Meister aus der Damenablage“, zischte er.

Schorsch lief und brachte überstigig das Messer, um es dem Meister zu reichen. Der

griff zwar darnach, aber da er nicht hinschaut, griff er daneben. Scherich ließ aus, "Peng" machte es, und das Messer lag unten.

Scherich entfärzte sich und vergaß vor Schreck sich zu bücken. Da hob Herr Brandhuber das Messer selber auf und öffnete es. Ein großes Stück Stahl war herausgesprungen.

"Klarisch!" und auf Scherichs Backe brannte eine Drosselfeige. "Hinaus!" schrie der Meister, "Wir sprechen uns noch, mein Büschchen!"

Scherich sprang davon, ließ in seine Dachkammer und verriegelte die Tür. Er war fest entschlossen, nicht mehr zu öffnen, möchte kommen, was wollte.

Eine Zeitlang saß er zitternd vor Scham und Wut über die empfangene Drosselfeige auf seinem Bett und konnte keinen Gedanken fassen. Rasiermesser, Pinsel und Schreibalbenwissen flögen vor seinen Augen bunt durcheinander, und das Gesicht des Meisters sah er seitwärts vor sich, wie in einer Batterie von Spiegeln. Hin und wieder flog ein trockenes Schluchsen aus seinem Halse. Dann wurde es langsam ruhiger in ihm, und sein Blick behielt die Gegenstände in seiner Stube. — Es war das erstmal, daß er eine Drosselfeige bekommen hatte. Niemals würde er das dem Meister vergessen, niemals! Wo es doch heutzutage verboten war, einen Pfeil an zu schlagen! Wenn er den Meister angezeigt, würde er sicher bestraft werden. Was konnte denn er dafür, daß der Meister daneben geärgert hatte und das Messer zum Teufel ging?

Scherich dachte, was sein Vater wohl dazu sagen würde. Ja, der Vater. — Er schnellte von der Matratze herunter, rieb das Kinn und lief in Zimmer herum. Ein Gedanke wurde groß und größer und beherrschte ihn schließlich ganz. Ja, das würde er tun! Er würde abhauen! Nach Hause! Dem Vater alles erzählen, der würde ihm recht geben. Zahrgeld batte er nicht, also würde er wandern! Die Richtung, die er einschlagen müsse, war ihm bekannt. Er erinnerte sich, daß auf der Fahrtkarte fünfundvierzig Kilometer verzeichnet gewesen waren. Fünf Kilometer läuft man in einer Stunde. Dennoch müßte er neun Stunden wandern, um nach Hause zu kommen. Der Meister und seine Frau gingen gewöhnlich gegen neun Uhr zu Bett. Um zehn, wenn alles schlief, würde er austrechen. Sein Jammerklavier sperrte auch in der Haustür, das hatte er längst schon ausprobiert. Wenn alles klappte, war er morgen in aller Frühe zu Hause. Der Vater würde eine bessere Stelle für ihn suchen, und die Mutter würde ihm morgen Mittag Schnalzwedel backen! Sache!

Scherich begann sich vorzubereiten. Den großen Koffer und die Wäsche mußte er hier lassen, das war zu schwer zum Tragen und konnte später nachgeholt werden. Aber was in den Rucksack ging, das wollte er mitnehmen. Vor allem den blauen Anzug und das Album mit den eingeklebten Bildern "Aus aller Welt". So gut es ging, verstaute er diese Dinge im Rucksack. Dann preßte er zwei Paar Schuhe hinein und das gelbe Hemd, das er gern an Sonntagen trug.

Da fiel ihm seine Steinammlung ein. Beinahe hätte er sie vergessen! Er zog ein Schub-

sach der Kommode heraus und betrachtete seine Schätze: Blauer und grauer Granit, Onyx, Porphy, Glimmerschiefer und Rosenquarz! Das mußte er unbedingt mitnehmen. Und die Brocken wunderten nacheinander in den Rucksack hinein. Als er das tat, um die Last zu prüfen, mußte er beide Hände nehmen.

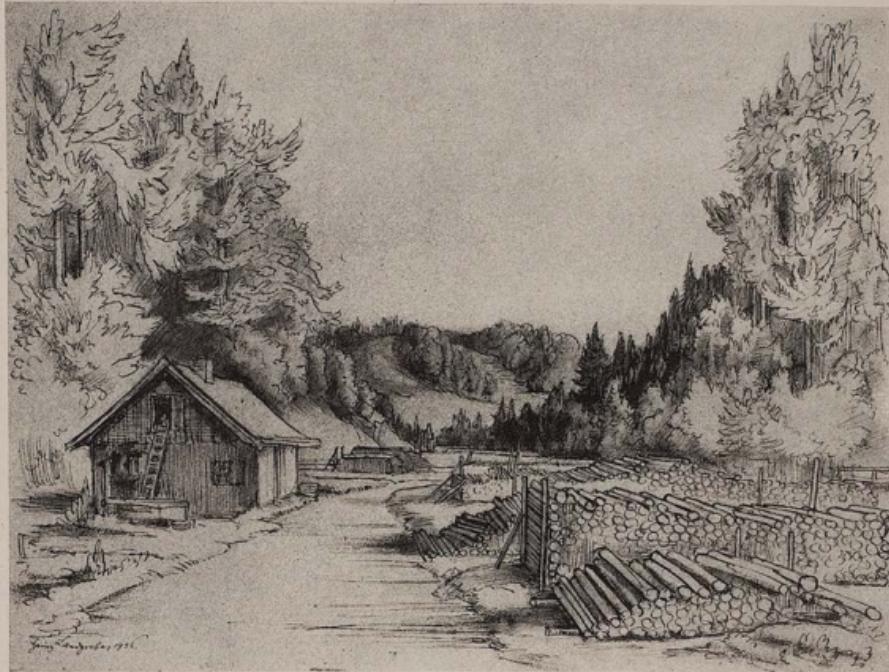
Jugendlichen war es nahezu sinster geworden. Scherich machte Licht und zog die Knickerbocker, die Bergstiefel und die Windjacke an. Die Turnmütze schlug dreiviertel neun, als er fertig zum Aufbruch war. Er drehte das Licht wieder aus und setzte sich an das offene Fenster. Draußen war Sternenhelle, er würde eine günstige Nacht haben. Brandhubers hatten zu dieser Stunde schon längst gegessen. Gott sei Dank, daß niemand gekommen war, um ihn zu holen. Er hatte nicht den mindesten Hunger.

Jetzt litt er unter dem Schneekontakt der Zeit. Es dauerte eine Ewigkeit, bis eine Viertelstunde anging. Endlich wurde es neun Uhr. Endlich neunundvierzig. Halb zehn schwöste er bereits vor Ungeduld. Als er es dreiviertel war, konnte er nicht mehr warten. Er nahm den Rucksack über und schlich hinaus, vorbei an der Wohnung des Meisters. Der Schlüssel griff gleich beim erstenmal. Das Haustor quietschte ein wenig in seinen Angeln, und Scherich war draußen.

Um Begrenzungen zu vermeiden, verließ er die Hauptstraße und bog in die Trift ein, die zum Osterholz führte. In wenigen Minuten



Venezianisches Tor



Aus Oberbayern

Heinz Landgrebe

hatte es erreicht. Er achtete nicht auf den Pfad und lief quer durch den Wald. So konnte er abschneiden. Es war nur halbwora finster. Die Baumstämme waren auf zwei Schritte noch verschwommen zu sehen.

Scherch bog lässig und zweige auseinander und bahnte sich seinen Weg. Da knarrte und rasselte es neben ihm. Er blieb stehen und lauschte mit angehaltenem Atem. — Nun war nichts mehr zu hören, aber seine Stimme war ganz naß, und in seinem Hals klopfte es heftig.

Mühselig marschierte er weiter. Der Wald nahm ein Ende. Felder und Wiesen dehnten sich im Gelände. Er watete durch kriechende Nebel, übersprang einen Graben und trampelte mittan durch einen Hafertreifen. Hier erreichte er die Landstraße und pifff angelaunt einen Marsch vor sich hin, immer wieder von voorn, bis ihm der Mund erlahmte. Da versiel er darauf, die Telegraphenknoten zu zählen. Bei zum nächsten Dorf waren es neunzehn. Bei der dritten Ortschaft waren es ganz genau sechzig. Es schlief Mitternacht. In einem Hofe jaulte ein Hund, und es roch kräftig nach Heu.

Hinter dem Dorf ließen auf niedrigem Damm die Schienen der Eisenbahn. Scherch fand die Landstraße langweilig und wanderte weiter auf dem weichen schmalen Pfade des Straßen-

wärters. Die Rinnen des Rückfackes begannen zu schneiden. Scherch zwangte die Hände unter die Leiber, da wurde es wieder leichter. Jetzt musste doch bald ein Bahnhof kommen! Aber es kam keiner. Die Schienen führten über eine Brücke hinweg. Ein Scheit klammte hoch. Komisch, dachte er. Die Brücke musste er damals bei der Herfahrt übersehen haben. Dann dachte er gar nichts mehr. Mechanisch bewegten sich seine Beine. Lipstop, lipstop. Vor der Station wurden seine Gedanken wieder lebendig. Das Stellwerk brannite das Licht. Da verließ er die Strecke, um den Bahnhof zu umgehen. Er lief an einer Dornenbedeckte entlang, überquerte ein Stoppelfeld, stapszte über Kartoffelschalen. Der Rückfack brannte auf seinem Schultern. „Au!“ schrie er plötzlich. Er war gegen Stacheldraht gelaufen und löst vor sich die Hose vom Zinken.

Als er den Bahnhof im Rücken hatte, ging er seitwärts zur Strecke zurück. Die Schienen zogen sich hinterhand weiter, während ein Fußweg geradeaus führte. Scherch entschied sich nun für den Fußweg. Späterhin würde wohl die Bahnstraße wieder herkommen. Und er lief und lief und wies den Gedanken an Rast, der sich aufdrängte, weit von sich.

Er wanderte sich, daß der Weg immer weicher und enger wurde, und auf einmal ver-

lor er sich zwischen Wiesen. Scherch zauderte und überlegte, ob er zurückgehen sollte. Ach was, redete er sich zu, die Richtung ist es, ich werde die Strafe schon wieder finden. Und entschlossen stampfte er weiter. Es gurgelte unter den Sohlen. Manchmal verjant er bis an die Knöchel. Dann tauchte schwarz eine Wand vor ihm auf. Als er näherkam, war es ein Nadelwald. Ein Schänder jagte an seinem Rückgrat entlang. Er schluckte ein paar mal Luft und zwang sich hinein in die Finsternis. Nun war pechschwarze Nacht. Er tastete nach einem Baumstamm und lehnte sich an. Die feuchte Kinde fühlte sich heiß. Hand. Jetzt merkte er auch, daß ihn die Beine schmerzen. Es zog in den Schenkeln, als sei fremdes Fleisch angewachsen.

Wie er sich umblätterte, kam es ihm heller vor. Er atmete auf und tratete weiter. Hier und da zwinkerten die Sterne durch das Geblätter. Einmal stolperete er und fiel der Länge nach hin. Dann stieg er wieder auf einen Berg. Hochbegläckt marschierte er weiter. Und plötzlich, sei gelobt, war der Wald alle.

Ein fahler Schimmer lag in der Luft. Jegendwo, weit weg, krähte ein Hahn. Scherch schrie tödlich aus. Nun hatte er das Schlimmste schon hinter sich. Wie schnell der Tag kam! Es war schon richtig hell.

Ein Kirchturm tagte grau aus der Ferne. Schorsch ging geradewegs auf ihn los. Es konnte jetzt nicht mehr weit sein bis nach Hause. Er wollte mal nach dem Weg fragen, falls ihm jemand begegnen würde.

Romisch dachte er. Dieser Kirchturm sah ja genau so aus wie der, wo er gestern geflohen war. Auch eine Linde stand an der Seite! Nur fehlte bloß noch die weiße Mauer. Schorsch rieb sich die Augen. Da war auch die weiße Mauer! Er bekam Herzschläfen, als er das Schulhaus erbäute. Er lief immer schneller. Eine unheimliche Ahnung dämmerte in ihm heraus. Jetzt bloß noch zur Telegrafenstange,

dann war kein Zweifel mehr möglich. Dort lebte gestern ein kleines gelbes Zirkusplakat...

Das gelbe Zirkusplakat lebte. Schorsch umfing den Mast mit beiden Armen. Sein Kopf fiel auf die Achsel, sein Mund verzog sich, und aus seinen Augen liefen zwei dicke Tränen. Langsam hing er so, bis ins Tiefe er-schlittert, am Telegrafenstamm.

Er war im Kreise gegangen.

Ein Frostknoten schüttete ihn. Er richtete sich auf und kämpfte sich durch zu einem Entschluß. Noch war es nicht zu spät.

Er rampte die Hauptstrafe hinunter. Eben

blieb der erste Sonnenstrahl in den Messing-tellern am Hause des Meisters. Schorsch schloß ganz leise die Haustür auf und wischte umgedreht in seine Kammer. Er packte zweist den Rucksack aus. Dann wusch er sich und zog sich um. Und als es Zeit wurde, ging er hinunter.

„Du schaust ja ganz blaß und elend aus“, sagte Herr Brandhuber, als er ihn sah, und machte sich seine Gedanken darüber.

„Schlecht geschlafen“, murmelte Schorsch. „Wir wollen es gut sein lassen“, sagte der Meister verschämt, „aber merk es dir für die Zukunft!“

HISTORISCHE MINIATUREN

Die Sitzordnung

Bei einem Festessen hielt sich ein junger, eingebildeter Föhnrich darüber auf, daß ihm ein Platz am untersten Ende der Tafel angewiesen worden war. Der alte Deßauer kam gerade hinzu, als der Föhnrich seinen Kameraden gegenüber sich missmutig über die Rangfolge bei Tisch äußerte.

„Schweig! Er und ich! Er sich hin, wo man es ihm bestimmt hat“, brüllte ihn der alte Deßauer an. „Wo Er sitzt, ist immer unten!“

H. M.

Der Unterschied

Der englische Admiral Pearce, der dem Altkobol über die Matrosen zugetan war, fuhr eines Nachts in nicht mehr völlig nüchternem Zustand in seiner Kutscherei herein. Dabei begegnete er einem Matrozen, der betrunknen in der Stoffe lag.

„Du Schwein“, brüllte der Admiral den Matrozen an. „Warum liegst du hier besoffen auf der Straße?“

Der Matroze erhob sich und erwiderte traurig: „Weil ich keine Kutschere habe, Sir, die mich nach Hause bringt!“

H. M.

Es interessiert sie auch

Et Just liebte es nicht, daß sich Frauen mit der Politik beschäftigten. Als eines Tages eine Bürgerin in seiner Gesellschaft ein politisches Gespräch begann, meinte er unwirsch: „Frauen sollten sich nicht in diese Dinge mischen!“

„Gut“, erwiderte die Frau. „Aber in einem Lande, in dem man den Frauen den Kopf abschlägt, werden sie doch wohl noch fragen dürfen, warum dies geschieht.“

H. M.

Eine naive Schmeichelei

Ludivig XIV. von Frankreich war von einem glücklichen Feldzug heimgelacht und wurde von seinen Angehörigen und Hofleuten mit überschwänglichen Huldigungsgeschenken gefeiert, die er alle als plump, berechnende Schmeicheleien empfand. Um ihnen ein Ende zu machen, fragte er einen der kleinen Prinzen seines Hauses, der kaum acht Jahre alt war, wie es denn mit dem Lernen ginge. „Ah, Euer Majestät!“ antwortete der Kleine. „Wie hätte ich lernen können? Hätte ich doch jedesmal, wenn Eure Majestät sprech gewesen war, Gerissen!“ — Es ist wohl kein Wunder, daß diese unfröhlichen, ungeflügelten Worte eines Kindes, das noch nichts von Schmeicheleien wußte, sein Herz trafen. W.

Das Schnürlein

Das viel verspottete Schnürlein fand auch schon in der Zeit seiner absoluten Herrschaft mutige Wideracher; vor allem allerdings unter den Männern. Ein Professor der Philosophie äußerte sich über dieses ebenso ungesehene wie groteske Requisit der Domänenmode sehr un-

galant: „Das starke Schnüren ist eine Wohltat für die Menschheit. Es nimmt alle albernen Frauenzimmer von der Erde und läßt nur die vernünftigen darauf zurück, damit sie gute Frauen und Mütter werden.“ —

Als Peter der Große während seiner Reise durch Pommern mit einigen handfesten Damen in Schnürtöpfen getanzt hatte, sagte er bestroffen zu seiner Begleitung: „Wie teuflische Knochen haben doch die deutschen Frauenvorwerke!“ — Kaiser Joseph II., der die nach seiner Meinung der Gesundheit sehr nachträgliche Mode hasste, aber nicht unterdrücken konnte, hielt sich dadurch schadlos, daß er jede Gelegenheit benutzte, sie zu verspotten. Als er einmal auf einem Hofball eine zwar sehr schöne und wohlgebildete, aber bis zur Unmöglichkeit geschnürt Dame erblickte, sprach er sie an: „In welchem Kürassier-Regiment stehen Sie, meine Liebe?“

W.



Im Boot

Julius Hüther



Kühnel

Palmenhaus

Siegfried Kühnel

Alois Wiesner wird Geheimer Rat

Von Karl Gideon Göbels

Friedrich, der große König von Preußen, saß in seinem Arbeitszimmer zu Sanssouci und hörte auf den Bericht eines Adjutanten, der sich in stammer Haltung vor seinem königlichen Herrn aufgebaut hatte. Der Offizier trug vor, daß der Gesandte von Sachsen bei der gestrigen Hirschjagd in den Wäldern um Dobrilugk einen goldenen Hirschjäger verloren habe und daß er nun danach jummerte, als ob er des Heils

seiner Seele verlustig gegangen sei. Der König von Preußen meinte, daß der Gesandte von Sachsen ja nicht auf die Jagd zu gehen brauche, wenn ihm eine Kindsmögl vorenthalten sei; weil er aber gerade mit Sachsen in wichtigen diplomatischen Verhandlungen stand, versprach er, man möge dem Gesandten einen neuen Hirschjäger zum Geschenk machen. Der Adjutant bemerkte, daß der Gesandte nicht deshalb um

den Verlust des Hirschjägers entzückt sei, weil es sich um einen hohen Geldwert handle, sondern weil er die Waffe aus zarter Hand zum Geschenk erhalten habe. Nachdem Friedrich seinen Ärger lust gemacht hatte über die Weiber, von denen es viel zu viel auf der Welt gäbe, und die aus gescheiteten Männern Hanswursts machen würden, befahl er eine Belohnung von 10 Talen auszuziehen für den,

der den goldenen Hirschfänger des sächsischen Gesandten finde. Wenig später sprachen reitende Boten von dem Oberstwachtmeister der Dörfer um Dobrilugk, um die Bekanntmachung der Order des Königs zu veranlassen.

Zwei Tage später erschien ein bescheidene bekleidetes Bäuerlein vor dem Schloßtor von Sanssouci und begegnete seinem König zu sprechen. Die langen Kleider, die Wadie hielten, wollten das Bäuerlein nicht durchlassen, dieses aber wiss' selbstsicher auf ein Paket hin, das er unter dem Arm trug, und behauptete, der König habe befehlen, ihm das zu bringen. Da blieb nichts anderes übrig, als das Bäuerlein vor den diensttuenden Feldwebel das Torwache zu führen, einen äußerlich strammen, aber innerlich leider nicht ganz so steinernen Soldaten, das bekam unser Bäuerlein rasch spät.

„Was willst du?“ dommerte ihn der Feldwebel an.

„Zum König, Euer Gnaden“, antwortete das Bäuerlein.

„Was willst du vom König?“

„Den goldenen Hirschfänger bringen, der ihm 10 Taler wert ist.“

„Dummer Lulatsch, da brauchst du nicht zum König. Den Hirschfänger kannst du mir geben!“

„Und die 10 Taler Kinderlohn?“

„Bring' ich die höchstpersönlich nach deinem gottverlassenen Nest!“

„Denftest!“ lachte der Bauer. „Da mach ich Euer Gnaden einen anderen Vorschlag: Ihr lasst mich zum König, und ihr bekommt dann nachher den vierten Teil vom Kinderlohn!“

„Unter einem Drittel ist nichts zu machen“, schneide der Feldwebel.

„Meinetwegen auch ein Drittel!“

„Abgemacht!“

Und das Bäuerlein durfte das Schloßtor passieren.

Der Bauer ging durch den herrlichen Park von Sanssouci und kam zum Schloß. Doch kaum war er durchs Portal getreten, da stürzte ein Palai auf ihn zu, die wie ein Pfingstrosche aufgestellt war. Dieser Pfingstrosche wollte ihn nicht durchlassen, und erst, als das Bäuerlein auch um ein Drittel des Kinderlohns versprach, wurde der Leibjäger herbeigeholt, der vor den Gemächern des Königs Dienst tat. Und auch dieser Leibjäger war erst bereit, den Bauern dem König zu melden, sondern ihm das leichte Drittel des Kinderlohns zugesetzt worden war.

Der Leibjäger ging weg und kam nach wenigen Augenblicken wieder mit dem Bescheid, dass Bäuerlein möge den Hirschfänger dalassen und seine 10 Taler beim Rentmeister in Empfang nehmen. Dieser Bescheid war nicht ganz nach dem Herzen des glücklichen Kindes. Es war ihm tog klar, dass er die 10 Taler an die Hofschranzen verteilen müsse, wenn er nicht Gelegenheit fand, mit dem König zu sprechen. Er tat einen riesigen Satz nach der Tür, durch die vorher der Leibjäger gegangen war, und noch ehe dieser ihn daran hatte hindern können, war er durch die Tür eingetreten und hatte sie von innen eingeklinkt.

Der Bauer befand sich in einem großen Zimmer, in dem alles so schön und harmonisch beschaffen war, dass er denken musste: Cappet-

lot, aktuell so muss es in der guten Stube des Herzogs aussehen, ich will recht brav und ordentlich leben, damit ich später einmal in dieser guten Stube ein Plänken finde. Aber lange konnte er bei diesem Gedanken nicht verweilen. Eine nicht laute, aber schräge Stimme durchdrang das Zimmer. Diese Stimme gehörte zu einem kleinen, hagaren Mann, der einen schlichtblauen Rock mit roten Aufschlägen trug und der hinter einem alten bedeckten Schreibtisch saß. Die Stimme sagte: „Was sucht Er hier?“ Und dann traf ihn der Blick aus zwei stahlblauen Augen, und der war von einer solchen Gewalt, dass das Bäuerlein plötzlich das Gesicht hatte, nicht einem kleinen Mann, sondern einem Riesen gegenüberzustehen. Und dieser Riese war der große König von Preußen sein. Das Bäuerlein riss sich zusammen und sagte:

„Majestät, ich bin der Bauer Alois Wiesner aus Dobrilugk. Ich bringe den Hirschfänger, den ich gefunden habe.“ Er trat näher und legte sein Paket vor den königlichen Schreibtisch. Der König antwortete: „Danke, gib' mir das Ding dem Kammerdiener.“ Und damit hielt er die Audienz für beendet. Doch der Bauer wußt nicht vom Platze. Er sah sein pfiffiges Gesicht auf und dann fragte er: „Und der Kinderlohn, Majestät?“ Jetzt wunderte der König ungeduldig. Seine Augen blitzen den Eindringling an: „Der Kammerdiener wird ihn zum Rentmeister führen; steht Er mir nicht die Zeit?“ Und er griff nach der Klinke, die auf dem Schreibtisch stand.

Alois Wiesner begriff, dass er rasch zum Schuss kommen müsse, wenn er noch zum Schuss kommen wollte. Er überlegte nicht lange und sprudelte heraus: „Bitte nicht Hingabe, Majestät. Es ist nämlich deshalb, weil ich als Kinderlohn nicht 10 Taler, sondern 75 Hieb auf den Hintern beanspruche!“ Und wieder machte er sein pfiffiges Gesicht. Als der große König dieses Gesicht sah, wusste er, dass es mit diesem

Bauern und seinem absonderlichen Wunsch eine ergänzendswerte Bewandtnis haben müsse. Und deshalb legte er die Klededer weg, die er in der Hand gehalten hatte, deutete auf einen rot gepolsterten Sessel und sagte: „Setz' Et sich, und dann red' Et!“ und da setzte sich das kleine Bäuerlein nieder und erzählte seinem großen König, was für ein Bedientengeschrei um diesen herum sich mäste. Der König war nicht sonderlich überzeugt. Sein Schärfsplit und seine Menschentennisse hatten nur zugelassen, dass er sich Illusionen mache. Er hatte stets damit gerechnet, dass es „mensche“, solang es Menschen gäbe. Nachdem verpreist er den Bauern, den erbetenen Kinderlohn von 75 Hieben in Graden zu bewilligen und gewissenhaft den Hintern des Leibjägers, des Lakaien und des Feldwebels zuquatschen zu lassen. Er überreichte ihm eine Anweisung auf einen Geldbetrag, der das mehrechige des unpräzisen Jünglings Kinderlohn auwachte, und dann sprach er mit Alois Wiesner über das, was ihn gerade am meisten bewegte, über die preußische Agrarreform und über das Siedlungswerk im Osten. Und während er vorher sich über den guten Einfall und über die Schlagfreigiebigkeit Alois Wiesners gewundert hatte, freute er sich hernach über die Sachkenntnis, über das jütere Urteil und über den gesunden Menschenstand des Bauern. Nach zwei Stunden entließ er seinen Untertanen in Graden. Im Lauf des Jahrzehnts musste Alois Wiesner aus Dobrilugk häufig vor ihm erscheinen, um ihn in landwirtschaftlichen Fragen beratend zur Seite zu stehen. Und schließlich wurde er zum Schreimern Rat ernannt. Alois Wiesner geriet darüber keineswegs aus dem Häuschen, blieb schlüssig, einfach und pfiffig sein Leben lang und diente seinem großen König nach bestem Wissen und Gewissen bis an sein Ende.

Nachzutragen ist hier nur noch, dass der Schreimern Rat Alois Wiesner auch sehr vertrieben war. Über diese Verschwiegenheit erzählte man sich bei Hofe folgende ergänzliche Geschichte:

Damals, als Wiesner nach seiner ersten erzwungenen Audienz beim König durch die Koresidenz von Sanssouci den Ausgang zueilte, begegnete er der Königin. Sie fragte ihn: „Bauer, was macht Er hier?“ Und da antwortete Alois Wiesner, der die hohe Frau natürlich nicht kannte, im Brustton der Überzeugung: „Das geht Sie nichts an; Frauenzimmer brauchen nicht alles zu wissen!“

Im Gebirge

„In dieser Richtung liegt der Großglockner!“
„Ach, der läuft wohl?“

Das Reitpferd

„Meddel soll ja sein Reitpferd verkaufen haben!“

„Ja — es hat ihn zu wegwerfend behandelt!“

Unterhalternd

„So, Sie wollen meine Tochter heiligen? Können Sie denn überhaupt eine Frau unterhalten?“

„Aber freilich! Ich besitze doch sehr viel Humor!“



V. Welden

Ein Dürer-Wort

Als Albrecht Dürer einmal durch eine deutsche Mittelstadt kam, zeigte man ihm ein sehr schönes Gemälde. „Von wem ist dieses wundervolle Kunstwerk?“ fragte er überrascht. Man antwortete: „Es ist von einem Mann, der kürzlich hier im Spital endet gestorben ist.“ Dürer sagte darauf: „Dieses traurige Ende ist keine Schande für ihn, aber eine um so größere für die Stadt, die einen so trefflichen Künstler, der ihn hätte einen Namen machen können, so schlecht lehnte.“ W.

Eine feine Zurechweisung

Ein Student der Theologie machte einem seiner Professoren, der für sehr hochmütig galt, einen Besuch. Im Vorzimmer harrten schon viele andere Besucher der Ehre des Empfanges, doch sie mussten sich in Geduld üben. Aber mit der Zeit kam sie alle an die Reihe; zuletzt der Student, der sich über die Behandlung schon beleidigt fühlte. Nach den üblichen Begrüßungsworten traf der Blick des Professors voll das Gesicht seines Besuchers, und er sagte überrascht: „Sie haben einen Schnurrbart! Seit wann tragen denn Theologen Bart?“ Unkraut verwundert stieß sich der Student über Gesicht und antwortete: „Wahrhaftig! Der muss mir gewachsen sein, während ich in Ihnen Vorzimmer wartete.“ W.

Stilblüten aus den Akten des Wohlfahrtsamtes

„Ich muss Ihnen mitteilen, daß Sie meine Beihilfen nur auf der einen Seite geprägt haben, der Rechtsseite aber aus dem Wege gegangen sind.“

Der Musiker G. braucht eine neue Hose, da er in der alten keine Musik mehr machen kann.

In dem Zimmer steht ein Bett und ein Klavier, in dem sie schlafst.

G. macht einen eindrücklichen Eindruck, der tatsächlich sehr erkleckt ist.

„Ich habe bereits vor vier Wochen einen Antrag auf Schwangerschaft gestellt.“

Meine Frau sieht seit zwanzig Jahren auf einer Toilette.

Heer B. bittet um Erhöhung der Unterstufung. Am 8. 7. 33 ist ein Kind geboren worden. Ehefrau besitzt Reichswohnenchein. B. gibt an, aus Unkenntnis gehandelt zu haben.

Mit der Miete wollen wir warten, bis wir über die erscheinenden Kinder klar sehen.

Frau Dr. beantragt eine neue Hose, dieselbe ist 6½ Jahre alt und hat ein steifes Bein.

Es war nur ein Hemd bei Frau G. vorhanden, welches noch zu klein war, mußte ich feststellen.

Mein Mann muß unbedingt eine neue Hose haben. In der alten habe ich ihm schon mehrere Male das Geschäft gesucht, und er hält mit dasselbe jeden Abend vor.

K. ist mit dem Stuhl, dem Schrank und den Nerven zusammengebechen.



SINDEL

Das Familienfahrrad

Ein spannendes Buch

E. S. Durham, der gefeierte Autor vieler leserlicher Kriminal-Romane, warf einen Blick auf die Visitenkarte und sah den Besucher fragend an.

„Womit kann ich dienen, Mister — Mister —“

„Robertson, Sir!“ versetzte der Besucher, „Sie müssen entschuldigen, wenn ich Sie bei der Arbeit störe —“

„Tut nichts, Sir, wenn es sich um ein Geschäft handelt, bin ich immer bereit ... Nehmen Sie Platz!“

„Thank you ... Yes, Sir, es handelt sich um ein Geschäft ... Ich habe ein großes sogar ... Ich bin Leiter des neuengründeten Adventure-Publishers. Wir haben die Absicht, eine Serie von Kriminal-Romanen erster Autoren herauszubringen und werden uns deshalb in erster Linie an Sie ...“

Mr. Durham machte eine geschmeichelte Verbeugung und der Besucher fuhr fort:

„Haben Sie etwas auf Lager?“

„Sie kommen im richtigen Augenblick! Eben habe ich einen Roman im Manuskript vollendet.“

„Wir legen das Hauptgewicht auf neue Trick!“

„Meine Tricks sind immer neu!“ warf sich Mr. Durham in die Brust. „Abgedroschene, unanständige Sachen überlasse ich meinen Kollegen ... Wenn Sie meine Bücher kennen ...“

„Ich kenne sie ...“

„Dann werden Sie auch wissen, daß ich mir Möglichkeiten arbeite und jeden phantastischen Umstand vermeide ... Was ich schreibe, das kann sich jeden Tag ereignen ...“

„Ich weiß es!“

„Und das ist es, was meinen Erfolg bringt ... Meine Romane sind weder konstruiert noch überprüft, sie sind nicht von Psychologie beschwert.“

„Auf Psychologie legen wir keinen Wert ... Unsere Leute sollen das Gefühl haben, einen Tatortbericht zu lesen ...“

„Ich sehe, Sie verstehen Ihr Geschäft, Mr. Robertson!“

„Ich will es hoffen!“ lachte der Besucher. „Und es würde mich freuen, mit Ihnen zu einem Abschluß zu kommen ... Wie heißt Ihr neuer Roman?“

„Die gesuchte Golddeckung! ... Er wird der Best-seller dieses Jahres!“

„Aha — es handelt sich um einen Einbruch in die Noten-Bank!“

„Sehr richtig!“

„Auszeichnung ... Kann ich das Manuskript leihen? Sie erhalten nächsten Bescheid ... Und was die Honorarfrage betrifft, beteiligen wir Sie mit fünfzig Prozent ...“

„Am Rette?“

„Nein, am Benttovertrag!“

„All right!“ sagte Mr. Durham zufrieden. „Das Geschäft mache ich ... Hier ist das Manuskript!“ — — —

Wochen vergingen. Mr. Robertson ließ nichts von sich hören und erst nach Ablauf der achten Woche erhielt Mr. Durham einen Brief, deßen Umschlag er verwundert betrachtete.

„Hm...“ murmelte er. „Hm... Was heißt das?“

Dann vertiefe er sich stirnrunzelnd in den Inhalt des Schreibens.

„Dear Sir!“

Ihre Bücher mögen sich vielleicht ganz angenehm lesen, aber in die Tat lassen sie sich nicht umjagen. Ein Einbruch in die Notenbank ist auf die Ihnen geschuldete Weise vollkommen ausgegeschlossen! Ich habe es versucht und siehe nun schon die vierte Woche in Untersuchungshaft... Sie sind ein ebenjolcher Stümper wie Ihre Kollegen.

Diese Tricks, von denen Sie leben, bringen einen ehrlichen Guuner ins Gefängnis und ich beteue es, mich mit Ihnen eingelassen zu haben!

Robertson, alias Big Jim.“

H. K. B.

Sindel



Waage für Korpulente

Der Schotte in Paris

Ein Schotte kommt mit seinen drei Kindern nach Paris und besteht hier eines der besten und teuersten Restaurants. Den auf ihn zustürzenden drei Kellnern befiehlt er eine glasige Limonade, 4 Gläser und 4 Teller, packt daraufhin die in seinen Taschen mitgebrachten belegten Brots aus und verteilt sie an die Kinder. Die Kellner erschraken und benachrichtigten den Geschäftsführer. Dieser geht an den Tisch, um den wunderbaren Gast zu begleiten: „Gestatten Sie, mein Herr, daß ich Sie darauf aufmerksam mache...“ — „Wer sind Sie?“ fragt der Schotte. — „Ich bin der Geschäftsführer!“ — „So — Sie sind der Geschäftsführer. Sehr schön! Ich wollte Sie sowieso rufen lassen, — warum spielt denn die Musikkapelle noch nicht...?“

In der schottischen Apotheke

Ein Herr kommt in größter Aufregung in die Apotheke. „Was haben Sie bloß gemacht? In die Medizin für meine Schwiegermutter haben Sie Steychnin statt Chynin getan!“

„Um Himmels willen!“ ruft der Apotheker erleichtert, „da sind Sie mir ja noch einen Schilling schuldig!“

Nein — diese Kinder!

Der Lehrer einer kleinen Stadt pflegte seine kleinen Schüler Montags zu fragen, was sie am vergangenen Sonntag getan hätten, um eine liebe Person glücklich und froh zu machen. Als Karlchen darüber berichten sollte, sagt er: „Ich habe gestern meine Tante besucht und als ich fortging, da war sie sehr froh!“

Fröhlich bleibt in Sexta sitzen. Schlechte Zensur im Latein. Der Rektor will ihn aber nochmal prüfen. „Kannst du wirklich so wenig Fröhlichkeit da im Latein durchgesessen bist? Wie heißt denn — der Hund?“ — „Frischen heilend: „Professor Lehmann, Herr Rektor.“

„Warum weinst du denn so, mein Kleiner?“

„Meine Mutter hat die kleinen Laken alle erjährt!“

„Ach wie schade!“

„Nicht wahr — und sie hatte mir doch versprochen, daß ich das machen dürfte.“

Tante: „Kleiner Max, ich höre dich gern, wenn du betest.“

Max: „Tante, da müßtest du mich erst mal gurgeln hören!“

Rosen

„Dass du nicht heiratest? Es heißt doch, daß die Ehe Rosen bringt!“

„Ja — Klatschrosen!“

Die rechte Hand

„Was, Sie wollen die rechte Hand des Präsidenten sein? Na, da muß er sich aber mal die Hände richtig waschen!“

Ein deutscher
Gruß aus Österreich ist

Der getreue Eckart

Monatsschrift für das deutsche Haus
Einzelheft RM .90 (S. 2.) —
vierteljährlich RM 2.50 (S. 9.90)

Diese nach Reichshälfte und Niveau des Inhalts wie der Ausstattung einzig dastehende, in der Preiswürdigkeit für das Gebotene erreichte Zeitschrift ist in ihrer unbürtig gesamtdutschen Haltung ein würdiger Wahrer des altösterreichischen Erbes und der denkbar beste Mittler zum Reich als auch zum Grenz- und Auslandddeutschum. „Der getreue Eckart“ erscheint seit 1923 in Wien. Seine Lesergemeinde zählt nach Zehntausenden. Der laufende Jahrgang bringt neben reich bebilderten Beiträgen erster Autoren über künstlerische, schöpferische, wissenschaftliche, technische und praktische Probleme, wertvolle Holzschnitte zu Gedichten von Josef Weinheber. Jedes Heft ist über 80 Seiten stark und kartoniert.

Ab Oktober ein neuer Jahrgang!

ADOLF LUSER VERLAG, WIEN / LEIPZIG

Die Musik des Königs

Während der Regierung Friedrichs des Großen war ein reges Musikkleben in Preußen, obgleich seine Bützen unter einer ebenso strengen Disziplin standen wie seine Soldaten. Sebastian Bach äußerte

einen zu einem Franzosen: „Sie glauben, daß Friedrich II. die Musik liebt? Nein! Er liebt nur die Flöte. Und wenn Sie vielleicht glauben, er liebt die Flöte, so iren Sie wieder; er liebt nur seine Flöte.“ Dies bestätigte sich in der Folge voll-

auf, die Flöte zu blasen, sondern es stellte sogar seine Hofkonzerte ein.

Das Festessen

„Gab's auch musikalische Darbietungen bei dem Festessen?“

„Nein, es ist ohne Störung verlaufen!“

Soeben erschien:

Michel Vomland Der Hupfinger-Wästl geht zum Bauerentheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erjählt und fast gespielt, die jeden, der auf Reisen oder in

der Sommersfeide mit der bayerischen Landschaftszeitung gekommen ist, einige Stunden auf's Angesichtchen unterhalten wird. Es ist die Geschichte eines Bergbauern, der auf dem Berggipfel einen Bergbaumeister aufgefunden hat. Der Bergbaumeister bringt in der Wohnung eine schnell ausführbare Sommersfeide mit und lädt den Bauern und dessen Frau einzuladen. Die Bauernjugend ist sehr gescheitert, wobei es nur einer kann, der dauernd mit ihnen im Verhältnis ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!
Zu bezahlen durch den Buchhandel und den
G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10



DIE FOTOWELT

ZEITSCHRIFT FÜR AMATEURFOTOGRAFIE



SIND SIE FOTO-AMATEUR?

Dann wird auch Sie die Kunstdruckzeitschrift
DIE FOTOWELT interessieren.

Jeden Monat erscheint ein Heft bei 24 Seiten
Mindest-Umfang für 25 Pfg. mit vielen Bildern
und originell geschriebenen Texten.

Ein kostenloses Probeheft sendet Ihnen die

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

mit den amtlichen Nachrichten des Reichsverbandes Deutscher Sportfischer soll von jedem waldgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½ jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

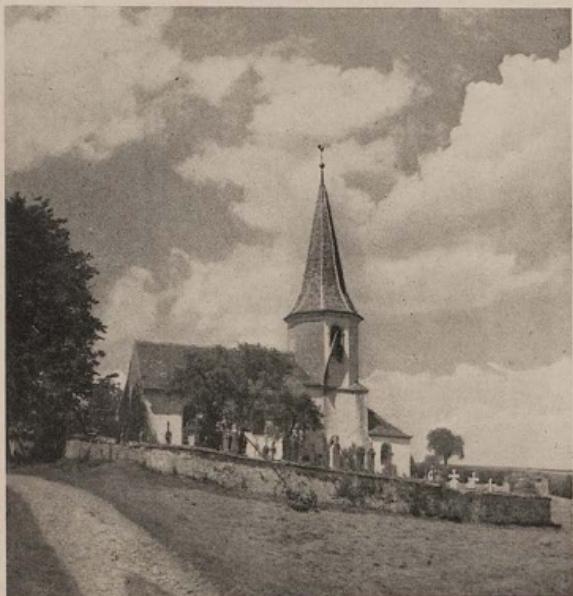
FISCHEREI-SPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthändlung
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60

Osun Zeitung Läßt man auf dem Mond!



Wer Zeitung liest, paßt in die Welt,
er weiß Bescheid und kann sich helfen!

D I E F O T O - S E I T E



Dorfkirchen

Wir wollen nicht überheblich sein, mit der Kamera nicht nur die Städte berühmter Kirchenbaukunst allein aufsuchen, sondern auch einmal hinauszuschreiten in die Kleinstädte und, um hier Kirchen zu fotografieren. Da werden wir bald sehen, daß eine ganz andere Auffassung für die Motive erforderlich wird. Nicht das rein Architektonische fängt unseren Blick, sondern die Kirche steht gebunden an ihrer Umgebung, an Landschaft und Menschen von unserer Kamera.

Wir dürfen mit Recht sagen, daß die Kirche einen Spiegel ihrer Umwelt darstellt. Denn der schaffende Mensch steht ja selbst unter dem Eindruck seines Lebensraumes und muß deshalb so bauen, wie es ihm seine Welt eingeht. Deshalb werden wir in unseren Bildern auch nicht reine Architektur anstreben, sondern die Kirche in ihrer Umwelt festhalten.

Auch die Beleuchtung hat Bedeutung. Immer wieder ist davon die Rede, daß man wegen der kurzen und harten Schatten während der Mittagsstunden nicht fotografieren solle. Diese einseitige Auffassung ist unbedingt mit Vorsicht aufzunehmen. Denn wir wollen daran denken, daß gerade diese Beleuchtung eine bestimmte Schwere aus-

zudrücken vermag, die dann zweckmäßig sein kann, wenn sie zum Charakter der Landschaft und der Kirche harmoniert. Wir wollen also alle Möglichkeiten ausnutzen und so anwenden, wie sie zur Aufgabe

Nicht übertreiben!

Wie wir überall im Leben gewisse Modescheinungen finden, so haben wir sie natürlich auch in der Fotografie. Meist entstehen sie hier aus einem durchaus gesunden und wohl überlegten Anlaß; bald aber tritt eine Paralysegemeineinung ein, man sieht ausschließlich den Effekt, verißt darüber die eigentlich spezifischen Momente des Lichtbildes und kommt so um des Effektes willen zum Schema, das nirgends so unorganisch sein wird, als gerade in der gestalterischen Fotografie.

Auch heute leben wir unter dem Eindruck gewisser Übertriebungsmethoden. Die zu übermäßig durchgeführte Filterung darf als überwunden gelten, nachdem durch die Schaffung gut farbempfindlicher Negativfilme die Frage der Filterdichte etwas zurückgetreten ist. Dafür tauchte eine andere Form auf, der Weichzeichner. Es ist erstaunlich, was heute alles „geweichzeichnet“ wird.

nert" wird! Und sieht man kritisch nach, so geht es meist um Effekte, die jeder richtigen und sinngemäßen Grundlegung entbehren.

Infolge dieser durchaus übertriebenen Anwendung des Weichzeichners muß die Frage akut werden, die nach einer Begründung dieses fotografischen Hilfsmittels sucht. Denn es ist ja nicht damit getan, daß ein Hilfsmittel nur deshalb möglichst häufig verwendet wird, weil es irgendwo einmal als besonders schön empfunden wurde.

Jedes Hilfsmittel hat seine Begründung. Ehe man es anwendet, soll man sich über die damit zusammenhängenden Fragen in klaren sein, weil sonst notwendig diese Fehler auftreten, von denen hier die Rede war. Die Wirkung des Weichzeichners ist eine optische, die dem Wesen der Fotografie durchaus entspricht. Er bewirkt eine graduierbare Überstrahlung der Lichter und muß damit der Fotografie, der Lichtbildkunst, entsprechen. Doch wir haben noch einen weiteren Schritt zu tun; wir müssen daran denken, daß es auch fotografische Motive gibt, bei denen nicht die Lichter, sondern die Schatten wirken. Werden aber die Schatten von den Lichtern übertrumpft, so können sie nicht wirksam werden. Solche falsche Anwendung eines Weichzeichners führt meist zu faulen Fotos, weil die Bildstruktur, welche durch das Schattengerüst bedingt ist und eine kräftige Form besitzt, verschwimmt. Jede betonte Bildstruktur, die sich auf Schatten baut, ist herb, und wird sie durch eine Weichheit gestört, so kann das Bild niemals schön.

Jedes Bild verlangt von sich aus seine bestimmte Form, nimmt seinen Inhalt als Grundlage der ihm gemäßen Bildtechnik. Also paßt jedes Hilfsmittel nur für eine bestimmte Gruppe, womit nicht gesagt sein soll, daß wir nächstern einzuordnen haben; vielmehr wollen wir überlegen, uns bei der Aufnahme über den Sinn eines Motivs Klarheit verschaffen. Dann werden Fehler der geschilderten Art am sichersten vermieden.

Bronchitiker!
4000 schriftliche Anerkennungen

1000 schwedische Amerikaner

Tabletten der Brocholithfarbe, durchdringende Querunterteilung, Alben, auslösenden Fäusten mit Zusatz, selbst in verdünnten Salzen, unbedenklich, fruchtbringend. Empfohlen. Erhält 7 Tropfen bei Weißflocke. Stont je leicht brennend, auswurffähig, ausbrechend. Wieder gute Hoffnung. Wenn allgemein beschleunigt. In Apotheken ab 1.43 und ab 2.50. Interessante Brocholite mit Durchsätzen und Probe gratis.
Schreiben Sie an Dr. Boerner aus Düsseldorf. München 16 S. 34

LEGT DAE - HUGENB

Vierteljahrss-Preis 7 Mark. Heft-Preis 60 Pfennig.

Der Barbier von Sevilla

Weps

Weps



„Volksfront oder Nationalist, Señor“